

Der Landwirth.

Wochenbeilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 3.

Wiesbaden, den 26. Januar 1896.

III. Jahrgang.

Merkspruch.

Frühling vorwärts schreiten auf der Lebensbahn,
Immer tapfer streiten gegen Lug und Wahn;
Ruhig sich entfalten und von Haß und Neid
Rein das Herz erhalten: das ist Seligkeit.

Das Brod der Zukunft.

Das Schälen und Enthälsen des Getreides bildet seit Jahrzehnten einen Traum der Sehnsucht für Müller und Mühlen-Techniker. Die sappermentische Schale der Getreidekörner macht in der Vermahlung so vielerlei Beschwerden, daß es als ein idealer Zustand erscheinen mußte, wenn man sie vor der Vermahlung hätte loswerden können. Denn nur die Schale ist es, die das moderne Mahlverfahren so complicirt gestaltet hat. Was für Maschinen sind nicht alles erfunden worden, um die abhässlichen Schalen- oder Kleien-Theilchen zu bekämpfen: Siebmachins, Griesputzmaschine, Porzellan-Walzenstuhl, Kleien-Bürstmaschine — sie sind alle bemüht, Mehl- und Kleien-Theilchen zu trennen.

Seit Vincenz Till und Buchholz haben deshalb Müller und Techniker die Versuche nicht aufgegeben, ein schalenloses Getreide für den Mahl-Prozess zu gewinnen. Die gesammte Schale von dem Getreidekorn zu entfernen, hat nun freilich bis heute nicht gelingen wollen; es wäre auch schade um sie gewesen! Denn was man unter dem Sammelbegriff Schale oder Kleie zusammenfaßt, besteht — wie jeder Müller weiß — aus zwei wesentlich verschiedenen Theilen: aus einer dünnen Holzfaserhaut, welche oben auf liegt, und darunter aus einer dickeren Kleberschicht. Das eigentlich Schädliche aber doch Nützliche ist nur die Holzfaserhaut, die etwa 4 pSt. des Kornes ausmacht und vollständig unverdaulich ist. Die Kleberschicht aber, die etwa 7—8 pSt. des Korngewichtes darstellt, besitzt sogar einen hervorragenden Nahrungswert und macht das Mehl besonders backfähig. Eine enger begrenzte und doch sehr wichtige Aufgabe war es also, das Getreide von seiner Holzfaserhaut zu befreien, oder — wie man sagt — zu enthälsen.

Es darf deshalb als ein wichtiger Fortschritt gelten, daß der Mühlen-Techniker Stephan Steinmey in Leipzig Gohlis nach langen, unermüdbaren Versuchen die Enthälsung auf kaltem Wege erreicht hat, wozu er eine ganz neu konstruirte Getreidemaschine verwendet. Besonders gelungen erscheint uns die einfache und doch gründlich wirkende Waschvorrichtung für das Getreide, verbunden mit Steinausleiser. Bei einfachster und solidester Beschaffenheit liefert dieser Apparat eine überraschend gründliche Arbeit. Das Getreide bleibt übrigens nur kurze Zeit im Wasser, so daß die Röstung nur eine oberflächliche ist. Der Kern des Kornes bleibt trocken. Wenn die Körner den Enthälsungsraum verlassen, fühlen sie sich bereits wieder vollständig trocken an. Die Aufsechtung ist gerade nur stark genug, um die Abschälung der Holzfaser zu erleichtern; und zwar gelingt es der Maschine, Roggen wie Weizen in gleich vollkommenem Maße zu enthälsen.

Das vollständige Steinmey'sche System besteht nur darin, das enthälsene Korn in seiner Gesamtheit zu einem feinen Schrot zu vermahlen und in diesem Zustande zu Brod zu verbaden. Selbstverständlich kann man jedoch auch die frühere Mahlmethode beibehalten und die Steinmey'sche Maschine lediglich als Reinigungsanlage verwenden. Sie bietet jedenfalls das gründlichste Reinigungsverfahren, das bisher erreicht wurde.

Nach der anderen Methode jedoch erhält man ein erstaunlich einfaches Mahlverfahren. Steinmey hat neben seiner Schälmaschine eine kleine Scheibmühle aufgestellt, an deren Auslauf sich ein kleines Müttelsieb mit Drahtgeweb befindet, darunter ein großer Sammelkasten — das ist die ganze Mühle und dabei eine Mehrtheilte Nährstoff von fast 25 pSt. Das auf diese Art hergestellte Steinmey'sche Kraftmehl und Brod hat die natürliche röthliche Farbe des Weizens oder Roggens, aber einen weit erhöhten Nährwerth gegenüber dem sonstigen überweißen Brode. Die verständige Hausfrau, welche weiß, daß das kräftige und nahrhafte, jedoch dunkel gefärbte Fleisch des ausgewachsenen Kindes, dem weißen weichen Kalb- oder Fischfleisch vorzuziehen ist,

wird bei der Ernährung in ihrer Familie ebenso die etwas dunklere Farbe solchen Kraftbrodes aus gewaschenem und enthälsstem Getreide schätzen lernen, und hierin den thatsächlichsten Beweis erblicken, daß die blutbildenden, jedoch dunkleren Eiweißstoffe des Getreides in diesem Brode enthalten sind. Daher haben auch nicht allein die Brode, sondern alle aus diesem Kraftmehl hergestellten Suppen, Nudeln, Kuchen und sonstigen Mehl- und Griespeisen, einen vorzüglichen, kernigen und kräftigen Wohlgeschmack. Man braucht weniger Zuthaten, wie Butter, Fett u. s. w., zu diesem Kraftbrode und erhält doch ein angenehmes Gefühl des Gesättigtseins, weil man eben alle nöthigen Nährstoffe in voller Zusammenfassung in diesem Brode genossen hat. Der würzige reine Geschmack des Getreides in solchem Brode und Speisen wird das Vorurtheil gegen die ungewohnte Farbe überwinden helfen und wird dann, wie so vielfach schon, kein Gericht oder Brod aus anderem Mehle mehr genießen wollen.

Das Steinmey'sche Schrot wird in Leipzig, in Frankfurt a. M. u. s. w. von vielen Bäckern verbaden und liefert ein äußerst schmackhaftes, vor Allem aber leicht verdauliches und sehr nahrhaftes Brod, das reißenden Absatz findet.

Herr Steinmey hat sich, um sein System einzuführen und damit sich Jeder überzeugen kann, daß sein Brod das gesündeste, nahrhafteste und den menschlichen Verdauungsorganen entsprechendste, aber auch das wirtschaftlich billigste ist, entschlossen, kleine Sendungen von Brod sowohl wie auch Kraftmehl mit denselben werthvollen Eigenschaften in Postkolli zur Probe abzugeben und ertheilt über Mühlenrichtungen nach diesem Verfahren bereitwilligst unentgeltlich Auskunft. Es scheint uns unzweifelhaft, daß das nahrhafte, gesunde Graubrod im Publikum immer mehr in Aufnahme kommen und „das Brod der Zukunft“ sein wird.

Allerlei vom Hühnerhof.

Von G. Kufke.

Eine der Annehmlichkeiten des Hühnerhofes besteht darin, daß wir auch jetzt, mitten im Winter, frisch gelegte Eier erhalten, deren Besitz uns manchen Weges durch Schnee und Kälte enthebt. Allerdings führen gerade anhaltende Kälte und hoher Schnee eine Gefahr mit sich, der wir entgegen arbeiten müssen. Die Hühner entbehren der für ihren Stoffwechsel benötigten Gelegenheit zur Aufnahme von Kalk. Machen wir ihnen also nicht Kalk, kohlensäuren und phosphorsäuren Kalk, zugänglich, so tritt die Wahrscheinlichkeit ein, daß die täglichen Eier immer zartwandigere Schalen erhalten, schließlich schalenlos und nicht mehr zur normalen Zeit gelegt werden und dadurch für uns verloren gehen. Es ist nun immer leichter, einem derartigen Uebelstande vorzubeugen, als ihm nachträglich abzuwehren, ganz abgesehen davon, daß das unbeachtete Auffinden der durch den Fall zur Erde vielleicht zum Versten gebrachten dünnwandigen Eier die Hennen dazu verführen kann, solche Eierköst zu probiren, und sie damit auf den Geschmack daran zu bringen. Sind sie einmal dazu gekommen, Eier für genießbar zu halten, so zerstören die Hühner selbst die heil im Neste liegenden, und das ist ihnen dann kaum abzugewöhnen, so lange sie an den Aufenthalt in beengtem Raume gebunden bleiben. Die eventuellen Uebelthäter zu ermitteln, sie zu isoliren und ihnen gelegentlich ein mit scharfem Senf gefülltes Ei zu kosten zu geben, das ist so ziemlich das einzige Erfolg versprechende Mittel. Der Gebramte schenkt Feuer.

Die im Haushalte verbrauchten Eier lassen ja in ihren Schalen, die man zweckmäßig auf der Herdplatte ausdörren läßt, schon ein geeignetes Material zurück und werden auch wohl zunächst in kleinerbrockeltem Zustande für die Hühner aufbewahrt; indessen wird das selten genügen. Es ist rathsam, alle zurückbleibenden Knochen von Suppenfleisch oder Braten bei nächster Gelegenheit im Herde ausglühen zu lassen und dann im Mörser zu zermalmen. Sehr rasch gehen ausgeglühte Knochen auch durch eine Reibmühle, wie sie zum Zerreiben von harten, altsäueren Semmeln, von Mandeln oder von Kartoffeln benutzt wird. Das grobe Pulver, das man so erhält, wird dem Weichfutter der Hühner in entsprechender Menge zugesetzt. Wo das nicht gewohnheitsmäßig tagtäglich geschieht, sollte es zumal im Winter nicht unterlassen werden, wo andere Wege, zu

Kalk zu gelangen, den Hühnern abgeschnitten sind. Mauerkalk suchen sie zu erreichen, und da sie darin auch kleinen Kies finden, den ihr Magen bei seiner mahlenden Arbeit gerne verwendet, so zerklüffere ich den Thieren im Winter gelegentlich sogenannte Schwemmsteine, die sie vollständig verschwinden lassen. Den phosphorsäuren Kalk kann man ja, in Ermangelung ausreichender Reste aus der Küche, durch das käufliche Knochenmehl ersetzen. Von den aus kohlensäurem Kalk und grobem Rheinsand hergestellten, sogenannten Schwemmsteinen empfiehlt sich's, einige für den Winter zu beschaffen. Der Eifer, mit dem meine Hennen eben die Brocken eines solchen Blocks, den ich ihnen im Stalle zerklüfferte, vollständig aufnehmen, veranlaßt mich, dies auch anderen Hühnerfreunden anzurathen.

Allerlei Praktisches.

* **Bewegung als Gesundheitsmittel.** Die Hausthiere müssen nicht immer eingesperrt werden; sie bedürfen der Bewegung, und muß das Wetter schon sehr schlecht sein, wenn sie einen Tag lang im Stall gehalten werden sollen. Bewegung befördert den Appetit und die Verdauung beim Thiere. Hat es keine Bewegung, so frist es weniger und von diesem Wenigen verdaut es weniger, weshalb bei der Fütterung dann ein Verlust entsteht. Auch werden eng eingeschlossene Thiere leicht krank, obwohl die Krankheit keinen sofort gefährlichen Charakter annimmt. Trächtige Thiere bedürfen ebenfalls der Bewegung. Viele Unannehmlichkeiten in der Lammzeit rühren meistens davon her, daß die Mutterthiere im Winter nicht genug Bewegung gehabt haben. Erfahrene Schafzüchter sehen dies ein und sorgen stets für einen Platz, wo sich die Mutterthiere Bewegung machen können. Sollten die Schafe keine Lust dazu zeigen, so werden Körner, z. B. Erbsen und Bohnen u. dgl. hingestreut, um sie zur Bewegung aufzumuntern. Die Wirkungen langer Aufstallung zeigen sich auch in der Nachkommenschaft, da diese unter der zunehmenden Körperschwäche des Mutterthieres leidet. Schafe verlammen hauptsächlich dann, wenn sie schwach sind, und Mutterthiere, die während der Tragezeit eng eingesperrt gehalten werden, können nicht kräftig sein. Die Wirkung auf Kühe, Schweine und Pferde kann schwerlich eine geringere sein, obgleich sie vielleicht nicht so bemerkbar ist. Doch ist es allgemein bekannt, daß das Füllen schwach und mißgestaltet wird, wenn die Stute nicht gearbeitet hat. Der beste Platz, den Hausthieren im Winter Bewegung zu verschaffen, ist ein Stück dicht bewachsenen Holzlandes, oder ein durch die Hofgebäude umschlossener Platz, wo sie vor den kalten Winden etwas geschützt sind.

* **Die Fohlen im Winter.** Kälte schadet den Fohlen nicht, wenn sie Nahrung genug erhalten, wobei Hafer die Hauptrolle spielt. Uebrigens ist danach zu streben, die Fohlen abzuwehren und möglichst lange bei freier Bewegung zu halten. Wenn gehörige Unterstände vorhanden sind, können die Fohlen so lange auf der Weide bleiben, bis stärkere Fröste eintreten und die Weide mit Schnee bedeckt wird, vorausgesetzt, daß es an hinreichender Zufütterung nicht fehlt. Mehrere Fohlen, die versuchsweise einen ganzen gar nicht gelinden Winter auf der Weide blieben, fanden im Frühjahr den im Stall überwinterten durchaus nicht nach und nützten noch dazu im nächsten Sommer die Weide besser aus.

* **Mit dem Ausputzen der Obstbäume und Beerensträucher** vertilgt man gleichzeitig die Raupennester durch Verbrennen. Die mit Moos bewachsenen oder rissigen Baumstämme kratzt man ab, hütet sich aber den eigentlichen Stamm zu verletzen. Die abfallende Borke, in der Eier der verschiedensten schädlichen Insekten aufgespeichert sind, ebenso Puppen von schädlichem Ungeziefer, ist zu verbrennen. Die so gesäuberten Baumstämme bestreicht man mit Kalkmilch oder Aschenlauge, um so jedes schädliche Insekt vom Baume fern zu halten. Große Wunden schneidet man glatt und bestreicht sie mit Baumwachs.

Wiesbadener Unterhaltungsblatt.

Gratisbeilage zum
Wiesbadener General-Anzeiger.

Ämtliches Organ der Stadt Wiesbaden.

Nr. 3.

Sonntag, den 26. Januar 1896.

III. Jahrgang.

Ein Engel.

Erzählung von C. Carlweid.

Nachdruck verboten.

Freund Otto hatte geheirathet. Der letzte Toast war gesprochen, die letzte Champagnerflasche geleert, das letzte Thränenlein auf den verschämt erglühenden Wangen der holden Braut getrocknet. Noch ein allgemeines Händeschütteln, ein paar obligate schlechte Wiße der alten Herren, welche der Bräutigam mit einem vagen, der heißen Situation entsprechenden Lächeln erwiderte — dann fuhr das junge Ehepaar nach dem Bahnhofe, begleitet von der Brautmutter und einigen Damen der Hochzeitsgesellschaft, die bei solch festlichem Anlasse ein bekanntes Kneipsprüchelein umgekehrt anwenden, indem sie zwar genug, aber nie zu viel weinen können.

Der Rest der Hochzeitsgäste verließ allmählig gleichfalls das trauliche Halbdunkel des Fischen Saales und trat schweren Herzens — zum Theil auch schweren Kopfes — dem Heimweg an.

Es ist immerhin eine eigene Sache um eine Hochzeit, zumal für die dem Bräutigam intimer befreundeten Junggesellen. Sie werden unwillkürlich nachdenklicher, das warnende:

„Hirtentnabe, Hirtentnabe,
Dir auch läutet man einmal!“

tritt ihnen drohend und doch wieder geheimnißvoll lockend vor die Seele; sie versetzen sich im Geiste in die Lage des Bräutigams, blicken dabei merklich unruhig die Tafel entlang und betrachten mit besonderer Aufmerksamkeit die anwesenden Schwestern, Cousinen und Freundinnen der Braut, harmlose, junge Mädchen, deren Arme und Büsten neugierig aus den zu knapp gerathenen weißen Leibchen zu gucken pflegen. Die Blicke der Junggesellen haben dann etwas vom Fenster und vom Delinquenten zugleich an sich; mit der finsternen Genauigkeit eines Sklavenhändlers prüfen sie die ausgestellten Reize und erliegen doch zugleich ihrem Zauber — ein Junggeselle, der seinem Stande treu bleiben will, sollte sich von Hochzeiten im Allgemeinen und von Kranzelsjungfern im Besonderen ängstlich fern halten. Geräth er einmal in die contagiöse Atmosphäre einer Hochzeitstafel, dann ist hundert gegen eins zu wetten, daß einer der folgenden Gedanken ihn beschäftigen wird:

Alternative I. „Hm, . . . ja, das Heirathen wäre

ganz hübsch, wenn nur — die darauf folgende Ehe nicht wäre!“

Die so denken, das sind die Unverbesserlichen, die Realisten, fast schon Naturalisten zu nennen, wenn dieses Wort in neuester Zeit nicht in gar zu üblen Ruf gerathen wäre! Sie werden die Hochzeitsstimmung leicht überwinden und noch am selben Abende in ihrer Stammkneipe dem armen jungen Ehemanne, den man heute „gebracht hat“, einen Trauer-Salamander reiben. Requiescat in pace u. s. f.

Alternative II. „Hm, . . . die Ehe wäre ja ganz hübsch, wenn nur das Heirathen nicht wäre!“

Die so denken, das sind die Besserungsfähigen, zum Ehestande Erforenen, die Gott Hymen, wenn er als himmlischer Förster durch den Junggesellenwald schreitet, als überständig mit einem Kreuze bezeichnet.

Sie fürchten nur mehr die Ceremonie, die Unständlichkeiten der Werbung, Verlobung und Hochzeit, welche Vorbereitungen einen nicht allzu unerschrockenen jungen Mann auch in der That leicht in die Flucht treiben können, — man denke nur an den furchtbaren Apparat von Tanten und Verwandten, der bei solcher Gelegenheit in klappernde Bewegung gesetzt wird.

An Otto's Hochzeitstag hatte Forstmeister Hymen gar eifrig gezeichnet. Wohl die Hälfte der unverheiratheten Freunde des Bräutigams verließ die Tafel in einer für ihre fernere Junggesellsenschaft sehr gefährlichen Stimmung. Zumal Oscar spürte das Kreuz des Ehegottes mit brennender Deutlichkeit auf seiner Stirne.

So ledig er zur Zeit auch noch war, an jenem Nachmittage überkam es ihn wie ein Urtheilspruch des Himmels: Du mußt heirathen! Man schrieb den 2. Mai. Die herrliche Frühlingssonne leuchtete auf unser schönes Wien nieder. Die Oper, der Park mit seinen weißschimmernden Statuen erglänzten im hellsten Lichte; eine fröhliche Menschenmenge wogte in den Straßen auf und nieder, Weischen und Maiglöckchen wurden an allen Ecken feilgeboten — es war ein Tag der Freude, der regsamten Leuzeshoffnung. Unserem Oscar ward dabei, er wußte nicht wie.

Die allgemeine Heiterkeit verdroß ihn, der frohgemuthen Glanz um ihn her beleidigte ihn, das Gewühle machte ihm nur seine Einsamkeit um so fühlbarer, es fehlte nicht viel, so hätte er mit dem Nächsten wegen seines vergnügten Gesichtes Händel angefangen. Solche

Stimmung schreit geradezu nach der Ottomane daheim, auf die man sich der ganzen Länge nach verdrossen hinstülzen kann, um in dieser bequemen Lage dem blauen Rauche einer Cigarette nachzublicken und die lächerlichsten Betrachtungen über Welt und Menschen anzustellen. Oscar folgte denn auch dem Gebote seiner Stimmung; er ging heim, kümmelte sich auf seine Ottomane hin, daß sie in allen Fugen krachte, paßte den Rauch einer ägyptischen Cigarette in die Luft und dachte dabei das denkbar Schlechteste von dem siebentägigen Werke des Schöpfers.

Da geschah ein Wunder: Oscar war plötzlich verheiratet.

Wie das gekommen war, wußte er nicht. Aber die Thatsache ließ sich nicht wegleugnen, denn sein junges Weibchen saß leibhaftig neben ihm. Es glied ein wenig Oscar's Nachbarin an der heutigen Hochzeitstafel, nur war es schöner, weit schöner, und blickte sanfter, weit sanfter, als diese. Sie war wirklich ganz allerliebste, seine kleine Frau. Rosige Wangen, feuchtschimmernde Nehaugen, die doch zuweilen gar schalkhaft blicken konnten; reiches kastanienbraunes Haar, das nicht in den abscheulichen modernen Frou-Frou-Fransen bis zur Nase herabbaumelte, sondern hübsch becheiden und madonnenhaft gescheitelt auf der reinen Stirne lag; eine zierliche Gestalt, voll ohne üppig, schlank ohne dürrig zu sein, in ein euganliegendes Hauskleidchen gehüllt, das ihre jugendlichen Formen nur ein klein wenig verrieth und ihr zum Entzücken saß, darüber ein kokettes Schürzchen mit einem lustig klappernden Schlüsselbunde — dem Porte-épée der Hausfrau; allerliebste, doch nicht puppenhaft kleine Füßchen, just groß genug, um ein gesundes Menschenkind sicher durch's Leben zu tragen; schmale weiße Hände, die keinen anderen Schmuck als den Verlobungs- und Ehering kannten. So hatte sich Oscar seine Frau stets vorgestellt, und nun war dieser seltene kostbare Schatz sein, wirklich sein! Kaum wagte er an sein Glück zu glauben.

Er sagte ihr dies oder ähnliches, und sein inniges Entzücken fand in ihrem seligen Blicke einen Spiegel, der es verdoppelt, und doch edler, geläuterter in sein Herz zurückstrahlte. Dann suchten sich ihre Hände, die Lippen folgten, — das bißchen Zeit, das sie zum Athemholen benötigten, nutzten sie zu immer neuen Betheruerungen ihrer Liebe, die sie tiefer und unerschöpflicher als das Meer erklärten.

Endlich besann sich Oscar, daß er ja am Schreibtische sitze und also wohl arbeiten sollte.

Seine Frau glättete mit ihren Rosenfingern ihr zerzaustes Haar, nahm eine Stickerarbeit auf, die ihr entfallen war, und rückte ihren Stuhl dicht, ganz dicht an den Tisch heran. Oscar, der Schriftsteller war und eben an einem Romane schrieb, begann zu arbeiten. Sobald eine Seite vollendet war, las er sie seiner Frau vor, die ihre Wange sachte an seine Schulter lehnte und ihm tief in die Augen sah, aufmerksam wie ein lernbegieriges Kind, verständnisvoll, wie ein liebendes Weib. War der Inhalt der Seite fröhlich, dann lachte sie mit ihrem silberhellen Lachen, das wie munterer Glockenton das Zimmer erfüllte; war er traurig, dann schimmerte eine Thräne in ihrem Auge, eine jener Engelstränen, die Wunderblumen ersproßen machen, wo sie zur Erde fallen.

So verrann Stunde um Stunde. Durch das Fenster blinkte heller Sonnenschein, auf der Straße

spazierten gepuhte Menschen auf und nieder, eine Thurm-glocke dröhnte feierlich dazwischen — es mochte wohl Sonntag sein, jener Tag, den Gott zur Ruhe, die Menschen aber zur Unruhe bestimmt haben, insbesondere für Chemänner, die nach dem heiligen Gebote der Schwiegermütter und Väter verpflichtet sind, Sonntags mit ihren Frauen unverdrossen die Hauptstraße zwischen Hoftheater und Parkanlagen auf und nieder wandeln, bis Uebermüdung oder ein Frühlenseis diesem schrecklichen Vergnügen ein Ende bereiten.

Zaghaft blickte Oscar auf sein Weibchen, aber dieses dachte gar nicht an dergleichen.

„Arbeite, so lange deine gute Stimmung anhält!“ sagte sie mit ihrer süßen Stimme, als sie seinen Gedanken errathen hatte.

„Aber du wirst doch dein neues Kleid zeigen, wirst bewundert, beneidet sein wollen?“ warf er ängstlich ein.

Sie schüttelte das reizende Köpfchen.

„Was kümmern mich die Leute. Ich will ja nur dir gefallen!“

Selbstverständlich folgte hier eine längere Umarmung, verschärft durch Liebesbetheuerungen, zu welchen Redefiguren von mehr als Shakespeare'scher Kraft erfunden wurden.

Oscar war trotz alledem nach einer Weile wieder nachdenklich. Er legte die Feder hin und fragte mit banger Stimme:

„Aber . . . hm . . . was wird die . . . Schwiegermama sagen, wenn du Sonntags zu Hause bleibst?“

Sein Weibchen sah ihn groß an.

„Meinst du meine Mama, die alljährlich nur zu Weihnachten auf einen Tag zu Besuch kommt?“

„Richtig, ich vergaß . . . verzeihe?“

Er mußte sich zu fassen suchen. Das war zu viel Glück auf einmal! Dieser Engel hatte auch noch eine Mama, die nur zu Weihnachten auf vierundzwanzig Stunden zu uns kam. Aber aufs Neue befiel ihn der Zweifel.

„Und — die Tanten?“ fragte er wieder.

„Wie seltsam du fragst! Ich habe ja doch weder Tanten noch andere Verwandte.“

Sie besaß auch keine Tanten, keine Vettern, keine Mämen! Welch' ein Juwel von einem Weibchen er sein nannte. Fast kam er sich so vielen Glückes unwürdig vor.

Es dunkelte, die Lampe wurde gebracht, nach einer Weile dampfte das Abendessen auf dem zierlich arrangirten Tische im Speisezimmer. Eine neue Ueberraschung erwartete ihn hier. Das Binnenzeng zeigte weder meterlange Monogramme in grellen Farben, noch die sonst so unvermeidlichen naiv-unverschämten Sinnsprüche!

Doppelt erfreut ob dieser vornehmen Einfachheit, griff Oscar herzlich zu — oh weh, der Kalbsbraten war hart, der Salat weich, die Kartoffeln kalt, das Bier warm, der Käse zu jung, die Butter zu alt. Er wagte nicht, seiner Enttäuschung Ausdruck zu geben, um sein junges Hausmütterchen nicht zu kränken. In diesem Punkte soll sogar die heilige Martha keinen Spasß verstanden haben. So versuchte er denn das Ungenießbare dennoch hinabzuwürgen. Allein die junge Frau legte die Hand auf seinen Arm.

„Das Essen ist mißrathen!“ sagte sie. „Verzeihe für diesmal. Ich verstehe noch zu wenig von Küche und Keller. Aber ich will keine Mühe scheuen, das Mangelnde nachzuholen.“

Unsere geehrten Leserinnen werden höchlichst erfreut, den „Wiesbadener General-Anzeiger, amtliches Organ der Stadt Wiesbaden“ in ihren Freundes- und Bekanntenkreisen zum Abonnement zu empfehlen. Wir werden uns durch sorgfältige Auswahl spannender Romane und abwechselnd geistvoller Unterhaltungsgeschichten bemühen, den Lesern zu gefallen.

Ritto in Isen!

Unsere geehrten Leserinnen werden höchlich erucht, den „Wiesbadener General-Anzeiger, amtliches Organ der Stadt Wiesbaden“ in ihren Freundes- und Bekanntenkreisen zum Abonnement zu empfehlen. Wir werden uns durch sorgfältige Auswahl spannender Romane und abwechselungsreicher Unterhaltungslectüre dafür dankbar zu erwiesen fühlen.

Bei Bestellungen und Einkäufen von Waaren wolle man sich gültigst ebenfalls auf die betr. Anzeigen des „Wiesbadener General-Anzeigers“ beziehen und dadurch in wohlwollender Weise zur Förderung unseres Blattes beitragen.

Dabei sah sie so allerliebste betrübt und beschämt vor sich hin, daß Oscar den kleinen Aerger sofort vergaß. Ob er sich auch dagegen wehrte und sich hoch und theuer verschwor, keinen Hunger zu haben, bestand die junge Frau doch darauf, daß er in's Gasthaus gehe.

„Deine Freunde werden sich freuen, Dich wieder einmal in ihrer Mitte zu begrüßen!“ behauptete sie und trug eifertig Ueberrock und Hut herbei. Sie selbst wollte sich schon ein kleines Nachtessen zurechtmachen lassen. Er sah ihr prüfend in die Augen. Nein, da war keine Falschheit zu erspähen.

„Und bleibe nur, so lange du dich unterhältst!“ rief sie ihm noch in der Thüre nach.

Die Freunde begrüßten ihn allerdings mit lautem Hallo. Bald perlte der Sect munter in den Spitzgläsern, Oscar mußte immer wieder Bescheid geben, und ehe er sich's versah, war Mitternacht vorüber. Erschrocken sprang er auf und eilte heim. Sein Weibchen schlief sanft. Schuld- und sectbeladen stand er da und betrachtete das liebliche Gesicht der Schlummernden. Da schlug sie die Augen auf und lächelte:

„Waret ihr recht vergnügt?“

Vor so viel Sanftmuth hätte er in die Erde sinken mögen.

„Verzeihe, daß ich Dich so lange allein ließ!“ murmelte er.

Sie schüttelte den Kopf. „Mir ist die Zeit rasch genug verflogen!“ erwiderte sie. Ich habe deine Briefe hervorgesucht und Blatt um Blatt wieder einmal durchgelesen; sie sind so entzückend schön! Dann habe ich über deinen Roman nachgedacht, ein paar Stiche gestickt und bin endlich zu Bett gegangen, um von dir zu träumen“

Oscar starrte sie an. Diesen Engel nannte er sein eigen! Liebe und Schuldbewußtsein stürmten gleich mächtig auf ihn ein. Mit überströmender Zärtlichkeit ergriff er die Feenhände seines angebeteten Weibchens und bedeckte sie mit glühenden Küffen — da klopfte es derb an seine Thüre und er erwachte

Seit diesem Traum sucht Oscar seine Frau. Er hat mir genau geschrieben, wie sie aussieht, spricht, lächelt, sich bewegt. Und er hofft bestimmt, sie demnächst zu finden. Bis zur Stunde ist es ihm allerdings noch nicht gelungen.



Für unsere Frauen.

Wiener Modefrisuren. Aus Wien wird vom 17. ds. berichtet: Wie alljährlich, veranstaltete auch diesmal die Wiener Friseur-Genossenschaft heute Abends in den Sälen der Gartenbau-Gesellschaft ein öffentliches Preis- und Modefrisiren, zu welchem sich zahlreiche Genossenschaftsmitglieder mit ihren Damen eingefunden hatten. Die neuen Modefrisuren zeichnen sich insbesondere durch ihre breitere Form aus. Sie sind gewellt und fallen nach rückwärts in kleine Böden ab. Hors concours blieben die von den fünf „Champions“ der Genossenschaft Janitz, Horaczek, Körber, Bennemann und Adolph Mayer ausgestellten Frisuren. Bei der vom Hof-Friseur Janitz hergestellten Frisur „Valerie“ wird das Vorderhaar zu einem schiefen Scheitel gesteckt, rund herum sind breit gehaltene große Wellen. Das rückwärtige Haar wird durch

den Patent-Frisurapparat (System Janitz) zusammengehalten, in welchem ein Bodentuff unsichtbar angebracht ist. Geschmückt wird das Haar mit Brillant-Boatentknoten. Die Frisur „Odillon“ vom Vorsteher-Stellvertreter Horaczek wird folgendermaßen hergestellt: Das Haar wird von einem Ohr zum anderen getheilt und rückwärts zu einem Theil zusammengeflochten. Ein Theil davon wird zu einem viertheiligen Kopf verwendet und dieser nach vorne hochgesteckt. Das übrige Haar wird zu verschiedenen Arabesken und Verschlingungen arrangirt und gewellt. Die Stirnfrisur bildet ein legeres Toupet. Der Schmuck besteht aus Blumenquirlen. „Kopaci-Karczag“ von Körber greift auf die historische Frisur der Renaissance zurück. Man theilt das Vorderhaar in zwei, das rückwärtige in drei Theile; das ganze Haar wird gewellt und darauf alle fünf Theile am Mittelkopf befestigt. Dieses Bandhaar wird zu fünf Schleifen, die Spitzen zu Böden frisiert. Die vordere Frisur wird durch einen Keifen als Spitzbandeau plazirt. Als Schmuck wird vorne ein Brillant-Diadem angelegt und mit Federn und Agraffen geziert. Prämiirt wurden: Mit dem ersten Preis die Frisur „Maria Theresia“ von André Kläfer. Zu ihrer Herstellung wird das Haar rings um den Kopf ungefähr drei Centimeter breit vom Haarwuchs abgetheilt und zu niedlichen Wellen geformt, das übrige Haar wird in die Mitte des Kopfes gebunden, dann in zwei Theile getheilt, daraus ein Dreher gemacht und von unten nach oben gesteckt. Den Anschluß bilden einige kleine Böden im Nacken. Als Haar Schmuck verwendet man ein Band und Brillanten. Den zweiten Preis erhielt Ignaz Peiger für seine Frisur „Renard“. Bei derselben wird das Haar in der Mitte 10 Centimeter weit getheilt und in Scheitelform herunterfrisirt; das rückwärtige Haar wird in der halben Höhe gebunden, die Scheitelscheitel zum Bunde gesteckt und das ganze Haar in drei Theile getheilt. Aus diesen Theilen werden Knoten und Schlingen frisiert. Die Vorderfrisur besteht aus einem getheilten Bandeau, welches in langen Böden bis zum Ohre reicht. Zum Schmuck der Frisur wird ein Federntuff mit Reiter und Nadel in Sternform verwendet.

Um das Alter einer Dame herauszufinden, bediene man sich folgenden Verfahrens: Man sage der Dame, sie möge die Zahl des Monats, in welchem sie geboren ist, aufschreiben, diese Zahl mit 2 multiplizieren, dann 5 hinzuzählen, hierauf mit 50 multiplizieren, dann ihr Alter hinzurechnen, dann 365 abziehen, dann 115 hinzuzählen. Hierauf fragt man sie, welche Summe sie jetzt erhalten hätte. Die beiden Ziffern rechts werden stets ihr Alter anzeigen, die übrige den Monat ihre Geburt. B. B. die Summe ist 8,22, dann ist die Dame 22 Jahre alt und im 8. Monat, also im August geboren. Man möge Versuche anstellen und wird mit bewunderungswürdiger Sicherheit stets das Richtige treffen.

Alle

unsere Leser und Leserinnen haben Gelegenheit, ihre im Geschäfts- und Familienleben vorkommenden

Kleinen Anzeigen

wie Wohnungsgesuche und Vermietungen, Stellenansuchen und Angebote, An- und Verkäufe aller Art, Capitalgesuche, Ausleihofferten etc.

billigste und wirksamste

zur allgemeinen Kenntniß der interessirten Kreise zu bringen durch Benutzung der Rubrik „**Kleine Anzeigen**“

im „**Wiesbadener Generalanzeiger**“,

die nur mit 5 Pfennig pro Zeile berechnet werden Jeder Abonnent hat durch Benutzung des allwöchentlich beigelegten Inseratenbogens

fünf Zeilen vollständig umsonst.

Bitte zu lesen!



